

(Nachdruck verboten.)

## 8) Die heilige Kummernus.

Novelle von Richard Guldshiner.

Aber wie der Traum nun langsam wich und in jene Ferne verschwand, die alle Träume so schön und duftig verklärt, die ausgeträumt sind, und wie nun wieder das rauhe Sein und die öde, nüchternere Wirklichkeit über Pepi hereinbrach, erschraf sie vor sich selber und fürchtete sich. Der Mutter ruhiges Atmen in der Stube erfüllte sie mit einem Gefühl bodenlosen Entsetzens. Das grelle Mondlicht auf den blankgeputzten Dielen des Stübchens erschreckte sie. Sie richtete sich auf, schlug die Hände vor das Antlitz und stammelte einen Namen, leise, ganz leise, daß es wie ein Hauchen durch den Raum klang. Und sie meinte, sie müßte sterben vor Weh und Sehnsucht, vor Grauen und heißem Begehren. Und ihr wurde so warm, daß sie das Bett nicht mehr ertragen konnte. Da schlüpfte sie leise aus den Decken heraus und kauerte sich ins Mondlicht, starrte durch das Fenster an den Streifen des blauen Himmels hinauf, der zwischen den hohen Dächern nach rechts und links sich weit hinaus erstreckte, und in den Mond mit seinem höhnisch grinsenden Antlitz. Ihre Gedanken aber spannen sich an den Traum an und gingen zurück und blieben haften bei dem, was sie heute erlebt. O, es war nichts gewesen, nichts und dennoch: für sie war es eine ganze Welt.

Bernwerth hatte wieder erwartet, nach vielen Tagen wieder zum erstenmal. Er hatte unten an der Ecke gewartet, und sie war, als sie ihn erspäht hatte, davongelaufen wie ein gehektes Wild vor einer Meute.

Aber sie hatte wohl gesehen, daß er ihr folgte; und da wurde sie so müde, daß sie langsamer gehen mußte, immer langsamer. Und schließlich hätte sie wohl stehen bleiben und sich ausruhen müssen, wenn nicht etwas in ihr gewesen wäre, was sie vorwärts stieß, ihrem eigenen Willen zum Trotz. So hatte sie schließlich ihr Haus erreicht. Und als sie vor dem Tor sich noch einmal umblickte, sah sie ihn ein paar Häuser weiter unten vor einem Schusterlädchen bescheiden stehen bleiben. Dann war sie die Treppe hinaufgestürzt.

Warum fiel ihr alles das jetzt ein? Mitten in der Nacht? Und was hatte sie geträumt? Ihr war, als ob dies alles irgendwie zusammenhinge, als ob sie nie in ihrem Leben so viel Schweres und Seltsames noch durchgemacht hätte als in diesen Wochen.

Und als sie nun wieder leise, um die Mutter nicht zu wecken, in ihr Bett gestiegen war, lag sie noch lange wach und sah immer diese beiden Augen vor sich, die mit ihrem heischen, zärtlichen Ausdruck sie immer und überallhin zu verfolgen wußten.

Und das Mondlicht auf den Dielen glitt langsam durch die Stube, das hellerleuchtete Bierock verschob sich, wurde immer schräger, verengte sich zu einem langen, schmalen Streifen und verschwand. Und durch das Dunkel, das nun den ganzen Raum verschlang, tickte leise die Uhr. Zwei weitgeöffnete Mädchenaugen aber suchten die Nacht zu durchdringen . . .

Wenige Tage darauf aber geschah dieses: Sie kam wie gewöhnlich mit schnellem Schritt von der Kathi und ging durch eine menschenleere Straße, als plötzlich Bernwerth aus einem Hause trat und artig grüßend den Hut abnahm. Er blieb stehen und sagte mit unbefangenen Lächeln:

„Guten Abend, Fräulein Pepi.“

Sie erschraf und sah ihn mit weitgeöffneten Augen an. So plötzlich sah sie sich ihm gegenübergestellt, daß sie keine Zeit hatte sich zu sammeln und nun seine Anrede wie etwas Natürliches, Unausweichliches hinnehmen mußte. Sie sagte etwas Verwirrtes, erblickte dann plötzlich und wollte weiter. Aber er war schon an ihrer Seite und schritt neben ihr her, als ob sich das von selbst verstünde.

„Warum laufen Sie denn immer vor mir davon, Fräulein Pepi?“ meinte er dann harmlos und sah ihr lächelnd ins Gesicht.

„Ich davonlaufen? Wieso? Ich weiß gar nicht . . .!“

„Reden Sie sich nicht heraus. Ich hab' doch Augen, um zu sehen . . .“

„Bitte, lassen Sie mich! Ich muß nach Hause . . . Die Mutter wartet . . . mein Gott, wenn jemand das sieht . . .“

„Was denn? Was soll jemand sehen? Daß ich Sie begleite? . . . Ja, sind wir denn nicht alte Bekannte? Wir haben doch früher oft genug miteinander gesprochen. Wissen Sie, als Ihr Vater noch lebte. Damals waren wir Nachbarn. Ja, das waren noch gute Zeiten. Sie waren ein kleines Mädel mit zwei dicken Pöpsen über den Rücken herunter, und ich, ich war noch ein ganz junger Mensch . . . Herrgott, konnten Sie damals singen! Sie sangen den ganzen Tag.“

Sie hörte ihm verwirrt zu. Während er sprach, immer weiter, als ob er schon lange darauf gewartet hätte, mit ihr von alten, vergangenen Zeiten zu reden und gemeinsame Erinnerungen aufzufrischen, ging sie zögernd vorwärts und ließ sich in eine sanfte ruhige Stimmung einlassen, die ihr das heutige Erlebnis als etwas ganz Natürliches, Harmloses erscheinen ließ, und schließlich begann sie selber von Zeit zu Zeit ein Wort in die Unterhaltung einzuflechten.

„Wissen Sie noch,“ sagte er fröhlich und sah sie an wie ein guter Kamerad, „wie Sie zehn Jahre alt waren und ich sechzehn, da fanden wir einmal den Brunner, den alten Saufaus, schlafend in unserem Hausgang liegen. Er war ganz betrunken und sah verwahrlost aus wie ein Landstreicher. Da setzten Sie ihm eine Papiermitze auf und ich . . .“

„Ja, jetzt weiß ich's, Sie beschmierten ihm das Gesicht mit einem beruhten Korfen.“

„Freilich! Und Sie wurden böse darüber und schalteten mich . . . Hahaha! Aber jetzt tu ich so was nicht mehr. Sie sind immer so fleißig und gönnen sich gar keine Ruhe. Ist denn das überhaupt ein Leben, das Sie führen, bei der Kathi und mit den albernem Mädels . . .?“

Sie wurde ernst und einsilbig. Möglicherweise wußte sie wieder, daß sie unrecht tat, sich in eine Unterhaltung einzulassen. Sie hielt den Blick zu Boden gesenkt und verstummte ganz. Da merkte er, daß er eine Ungeheuerlichkeit begangen hatte, und nahm bald unter einem Vorwand Abschied.

Pepi aber lief, mit Tränen kämpfend, nach Hause.

Sie schlief sehr schlecht in dieser Nacht. Sie machte sich Vorwürfe darüber, daß sie Bernwerth so unartig behandelt hatte. Auf einmal erschien ihr seine Annäherung in einem ganz anderen Lichte. Was war es denn auch? Er hat einfach als ein alter Bekannter und langjähriger Nachbar wieder einmal mit ihr gesprochen. Keine Höflichkeit! Nichts weiter! Und sie hatte wer weiß was dahinter gesucht. Was mußte er nur von ihr denken, daß sie sich so kindisch davor gescheut hatte, mit ihm zusammen gesehen zu werden! Als ob nicht jeder Mensch das nur ganz natürlich finden würde! Sie nahm sich nun auch fest vor, die ganze Begegnung der Mutter zu erzählen. Es war kein Grund da, ein Geheimnis daraus zu machen. Ja, es war nichts als ein ganz zufälliges Zusammentreffen zweier Nachbarsleute, die lange nichts miteinander gesprochen haben und nun gelegentlich wieder ein Stück Wegs miteinander gegangen sind. Alles ganz zufällig . . . ganz zufällig . . . Daß er so oft an der Ecke stand, mochte einen ganz anderen Grund haben. Auf sie wartete er nicht, ganz gewiß nicht.

Ach Gott, wer wartete denn auf sie? Niemand, niemand! Sie war so ganz allein und verlassen und hatte doch solche Sehnsucht. Es war doch wohl schön, geliebt zu sein! Und sie schloß die Augen und dachte an einen lauen Herbstabend, an dem sie erst sehr spät von der Kathi nach Hause zurückgekehrt war, weil sie noch eine dringende Arbeit hatte erledigen müssen. Sie war damals ganz allein durch die leeren Gassen gegangen, und als sie am Ringelschen Hause vorüberkam, hatte sie unter dem tiefen Torbogen zwei Menschen in inniger Umarmung versunken gesehen. Und das Mondlicht fiel auf das blasse Gesicht des Mädchens, das den Geliebten mit so verzückten Augen angeblickt hatte, daß Pepi kaum weiterzugehen vermochte.

Und dann dachte sie, daß unten durch das Gäßchen vor ihren Fenstern in mancher Nacht die Pärchen schleichen, die Mädels aus der Konservenfabrik mit ihren Burschen.

Sie wollte aufstehen, um nachzuschauen. Aber dann überfiel sie eine Angst, die sie zitternd im Bett zurückhielt, und sie mußte weinen, und wußte nicht warum. . . .

Aber der Mutter sagte sie am nächsten Morgen doch nichts von ihrer Begegnung. Ein paarmal war es ihr, als ob sie nun den Mund aufmachen und erzählen müßte; aber immer

steht sie im letzten Augenblick eine merkwürdige Scheu zurück. Und dann mußte sie an die Arbeit. . . .

In diesen Tagen konnte sie den Feierabend kaum erwarten. Dann machte sie sich unter irgend einem Vorwand von den Mädchen los und ging auf Umwegen langsam und unschlüssig nach Hause. Ihr war, als müßte ihr irgend etwas Gutes widerfahren. Und dann war es am Abend so schön auf den Straßen und Plätzen. Die fremden Touristen und von den Einheimischen alle die, die der heiße Sommer nicht in die Berge verjagt hatte, gingen spazieren. Der Himmel war so blau und durchsichtig wie ein Bergsee. Die Rosen dufteten in den Gärten und Anlagen. Und Schwalben schossen schreiend in großen Zügen durch die laue Luft. Ach Gott! Zu Hause veräumte sie gewiß nichts. In den Stuben war es schwül und dunstig. Aus dem Gäßchen herauf kamen sommerliche Gerüche von den Magazinen und Schusterwerkstätten. Und die Mutter, die jetzt viel im Stadtpark saß, kehrte ja auch immer erst spät zurück.

Aber jeden Abend brachte das Mädchen müde Glieder und ein seltsames Gefühl der Enttäuschung nach Hause, über das sie sich nicht klar wurde, weil ihr ja auch der Grund ihres heimlichen Sehnsens verborgen blieb.

Und dann setzte sie sich in ihr Stübchen und arbeitete an dem geblühten Kattunkleid, das zum Sonntag fertig sein sollte. Auf einmal war ihr zum Bewußtsein gekommen, daß sie häßlich angezogen war und daß ihre Sachen alle alt und schäbig aussahen. Da war sie über ihre Sparkasse gegangen und hatte sorgenvoll und geizig gerechnet und gerechnet, ob sie es wohl wagen dürfte. Wenn sie auf ein Paar neue Stiefel verzichtete, die sie zuerst hatte kaufen wollen, kam sie mit dem Gelde aus. Sie fragte die Mutter und bewies ihr mit einer ihr sonst ganz fremden Hartnäckigkeit, daß sie das neue Kleid haben mußte. Die Mutter wollte nichts davon wissen und schalt auf die Hoffärtigkeit der heutigen Jugend. Aber schließlich gab sie nach. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Aus Japans Geschichte.

(Schluß.)

Den Godjo, die ihre Gewalt schände mißbrauchten, folgten in der Macht die Ashitaga. Der bedeutendste Vertreter dieser Familie ist Yoshimitsu. Ihm gelang es, dem überwuchernden Räuberunwesen für kurze Zeit wenigstens in etwas zu steuern. Die Ashitaga brachten das Mikadotum so herunter, daß mehr als 50 Jahre hindurch zwei Mikadodynastien neben einander bestanden, die eine für den Norden, die andere für den Süden. Unter ihnen ging Japans Selbständigkeit verloren; sie sahen sich schließlich gezwungen, mit China einen sogenannten Freundschaftsvertrag zu schließen gegen 1000 Unzen Gold jährlichen Tributs. Die Ruhe, die Yoshimitsu hergestellt, war nur eine vorübergehende. Hatte nach dem Sturz der Godjo der Mikado den Versuch gemacht, die Gewalt wieder an sich zu reißen und durch Einsetzung von Shugos sich einen Anhang zu schaffen, so verfielen die Ashitaga auf das gleiche Mittel. Das förderte nur die Auflösung des Reiches, die unaufhörlich fortschritt und im Beginn des 16. Jahrhunderts in eine allgemeine Anarchie mündete. Die Shugos erklärten sich unabhängig und nannten sich von nun an Daimyo. Damit zerfiel das Land in eine Reihe selbständiger Territorien, die in fortwährenden und blutigen Kriegen mit einander lagen. „Das Land war in einem furchtbaren Zustande: überall nur Ruinen einst blühender Städte und Dörfer und verwüstete Felder. Kioto selbst lag fast vollständig in Trümmern; wer die Hauptstadt verlassen konnte, war längst geflohen und hatte Schutz in dem Feldlager eines der großen Landesherren gesucht. Das Ansehen des Mikado war so gesunken, daß 1540 der Reichnam Go Kuisi tennos tagelang an den Toren des Schlosses stand, weil die Mittel zu seiner Verteidigung fehlten. Der Bauernstand war fast ganz ausgerottet; wer kräftig genug war, war Soldat geworden oder machte als Seeräuber die Küsten Chinas, Koreas und des eigenen Landes unsicher.“ (v. Brandt.)

Die Jahrhunderte innerer Kriege waren für den Buddhismus die Zeit des Glanzes und des Verfalls zugleich. In den Kämpfen der Taika mit den Minamoto wuchs ihre Macht mehr und mehr, um mit Yoritomos Sieg und der Verlegung der Residenz des Shoguns nach Kamakura ihren Höhepunkt zu erreichen. Namentlich in den Wirren, die zwischen 1332 und 1602 das Land verwüsteten, waren die Buddhisten die Träger und Bewahrer von Wissenschaft und Literatur. Aber ebenso entschieden Anteil nahmen sie an den politischen Ereignissen. Mancher Abt ritt in Panzer und mit dem Schwert gerüstet an der Spitze seiner Mönche und Gefolgsleute in den Streit. Als mit dem Ende des 16. Jahrhunderts Ota Nobunaga es sich, wenn auch zu seinem eigenen Vorteil, zum Ziele setzte, wieder Ruhe und Ordnung zu schaffen, mußte er sich gegen die Klöster ebenso entschieden wie gegen die Daimyo kehren. Die mächtigste der Klosterburgen, das Kloster der Shingonsette, ließ er 1571 zerstören und alle seine Insassen über die Klänge springen.

Einige Jahre später kam die Reihe an den großen Tempel der Shinjette in Ojata; wochenlang tobte der Kampf, bevor es gelang, von den fünf Befestigungen der Klosterburg drei zu stürmen. Auf Einschreiten des Mikado erhielten die Ueberlebenden — 20 000 Mann der Besatzung sollen gefallen sein — freien Abzug. Von diesen beiden Schlägen hat sich das Buddhistentum nicht wieder erholt. Und schon längst hatte es seinen Einfluß auf die Volksmasse verloren, seine ursprüngliche Kraft durch die Lehre erlöst, daß nur durch die Priester und ihre Gebete Rettung vor der „Hölle“, der Seelenwanderung, zu erlangen sei.

In die Periode der Feudalriege fällt das Erstarken der Städte. Ihre Entwicklung setzt mit dem 12. Jahrhundert ein, als die stürmischen Zeiten zur Anlage größerer Plätze drängten, in denen die Landbewohner Schutz suchen und finden konnten. Staatliche Unabhängigkeit haben die japanischen Städte freilich nie besessen, nicht einmal selbständige Gemeinwesen gebildet. Sie standen unter der Hand von Feudalherren, die sie als Stützpunkte ihrer Macht benutzten. Neben Bauern lebten in ihnen Handwerker, zu denen die Kaufleute traten. Ähnlich wie im feudalistischen China bildeten die Handwerker Korporationen. Die gleichen Berufe wohnten in gleichen Straßen, und auch auf sie fand der Grundsatz der lokalisierten Ujiverfassung, der Zusammenschluß nach in Solidarität stehenden Familien, Anwendung. Wie im europäischen Mittelalter neben den Rünstern die unehrlichen Leute standen, so gab es in den japanischen Städten die Unreinen, wie die Eta (Gerber), die Geisha (Ränzerinnen), die Zoro (Dirnen). Später, zur Zeit des Shogunats der Tokugawafamilie, als mit der Ausdehnung des städtischen Marktes der Binnenhandel größere Bedeutung gewann, kamen die Kaufmannsgilden auf.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts trat Japan in Beziehung zum Christentum. Nachdem 1543 — das Jahr steht nicht mit Sicherheit fest — der erste portugiesische Kaufmann die Inseln betreten, landete 1549 in Kagosima der Jesuit Franz Xavier, dem bald von Indien andere Glaubensboten folgten. Wie einst im Gegensatz zum Shintoismus der Mikado und die Feudalherren den Buddhismus begünstigt hatten, so förderten die selbständig gewordenen Daimyo jetzt das Christentum. Sie fanden in ihm nicht nur einen willkommenen Gegensatz zur buddhistischen Priesterkastei, deren Macht sie zu brechen und deren Eigentum sie sich anzueignen strebten. Auch dem niederliegenden Land- und Stadtbolke gegenüber ließ sich das Christentum gut gebrauchen. Seine Missionare versprachen den Armen und Elenden sofort nach dem Tode die Freuden des Paradieses, und selbstverständlich war das, am Buddhismus gemessen, ein ungeheurer Fortschritt und eine gewaltige Aufbesserung, da jener seine Gläubigen erst nach den Strapazen langer Seelenwanderungen zu Buddha zurückkehren ließ. Vor allem aber stellte das Christentum die Verbindung mit dem Auslande her, was gleichbedeutend mit der Ausfuhr von Landesprodukten und Menschen und der Einfuhr von Feuerwaffen, die die Daimyo bei ihren fortwährenden Kämpfen wohl zu schätzen wußten. Unterstützt wurden diese Bestrebungen durch die vielfache und große Ähnlichkeit, die in den Neuhellichkeiten zwischen Buddhismus und Christentum bestand, wie Messe, Weibrauch, bunte Priestergewänder, Mönche und Nonnen, Zölibat, Wallfahrten und Prozessionen, Reliquien-, Bilder- und Heiligenverehrung, Rosenkränze und anderes. Insbesondere die Fürsten des Südens ließen sich die Förderung des Christentums angelegen sein; auf der anderen Seite freilich warf es einen Zankapfel unter sie, indem sie den auswärtigen Handel einander abzugangen trachteten. Nobunaga, der 1574 das Shogunat der Ashitaga stürzte, begünstigte offen die Christen, um sie bei seinem Streben, wieder eine straffe Zentralgewalt zu schaffen, gegen die Buddhisten auszuspielen. Seine Nachfolger Hideyoshi und Iyehas versuchten jeder anfänglich, diese Politik festzuhalten. Der letztere vermeinte sogar, durch Vermittelung spanischer Mönche direkte Handelsbeziehungen zwischen seinem Erblande, dem um Jeddo gelegenen Kwantogebiet, und den Philippinen herzustellen. Das Auftreten der Bettelmönche zwang jedoch beide zu einer veränderten Stellungnahme.

Bereits 1564 gab es in den Vorstädten von Kioto sieben Kirchen und Kapellen, während man im Südwesten Japans, besonders auf Kiuisu, schon viele Christengemeinden zählte; 1581 sollen der Kirchen mehr denn 200, der eingeborenen Christen an die 150 000 gewesen sein. „Im Jahre 1588 fanden die christlichen Fürsten von Bungo, Arima und Omura auf Kiuisu eine aus vier jungen Edlen bestehende Gesandtschaft an den Papst, um sich zu Vasallen des heiligen Stuhles zu erklären; 1591 lehrte diese nach Japan zurück, nachdem sie von Sixtus V. und König Philipp II. empfangen worden war, und brachte 17 jesuitische Missionare mit.“ Zur Zeit, da in Japan die großen Christenverfolgungen ausbrachen, besaß die Lehre nach glaubwürdigen Angaben an die 600 000 Anhänger. Grund zu jenen Verfolgungen fand man in dem Verhalten der Missionare. Während die Jesuiten sich in die Politik der Shogune und der Teilfürsten zu schmiegen verstanden, suchten die Bettelmönche sich direkt auf die verarmten Volksmassen zu stützen. Sie predigten gegen die Regierung, mißachteten offen die Staatsgesetze und inszenierten, wo sie dazu die Macht und Gelegenheit hatten, wie z. B. in einzelnen Teilen von Kiuisu, Verfolgungen der buddhistischen Priesterkastei, die bei der elenden Lage des niederen Volkes, besonders der Bauern, auf fruchtbaren Boden fielen. Hinzutrat die gewaltig steigende Bedeutung des Sklavenhandels, der schließlich die ernsteste Aufmerksamkeit der Shogune herausforderte und auf die Stellung

Der Mission zurückwirkte, mochte diese auch nicht unmittelbar daran beteiligt sein. Iyehas wandte sich zuletzt entgegen seiner ursprünglichen Politik mit aller Schärfe gegen die Christen, und die blutigen Verfolgungen, die über diese hereinbrachen, mündeten schließlich in den verzweifeltsten Aufstand von Shimabara. Bezeichnend genug hatte dieser zunächst mit dem Christentum herzlich wenig zu tun. Es handelte sich um eine Erhebung der Bauern des Distrikts Arima, die durch die stetig wachsenden Steuern und Bedrückungen sich zur offenen Empörung getrieben sahen. Die Aufständischen trugen nach zeitgenössischen holländischen Berichten leinene Kleider und waren kahl geschoren; ihnen schloß sich bald alles an, was sich in der Umgegend an Christen befand. Als Feldgeschrei hatten sie St. Jago gewählt und es besonders auf heidnische Tempel, die meist große Grundbesitzer, abgesehen. „Sie setzten sich, nachdem sie vergeblich versucht hatten, ein Schloß des Fürsten von Amatsa zu erstürmen, auf der Halbinsel Simabara fest und verteidigten sich dort heldenmütig nicht nur gegen die Macht ihrer Landesherren, der Fürsten von Arima und Amatsa, sondern auch gegen die Regierungstruppen, bis sie nach heftigen Kämpfen am 16. und 17. April 1638 der Uebermacht unterlagen. 17 000 Köpfe sollen als Siegeszeichen aufgesteckt worden sein, und von den angeblich 35 000 Aufständischen sind wohl nur wenige mit dem Leben davongekommen.“ Damit war in Japan die vordringende Macht des Christentums vernichtet und nur in spärlichen Nesten hat es sich über die folgenden Jahrhunderte der Abspernung nach außen hinweg in die Zeit gerettet, da das Land dem Fremdenverkehr neu eröffnet wurde.

Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts hatte sich ein doppeltes Lehnsverhältnis herausgebildet: ein rein theoretisches, das der großen Landesherren zum Mikado, und ein tatsächliches der kleineren Gefolgsherren zu ihren mächtigeren Genossen. Iyehas gelang es, die großen und unabhängigen Zeilfürsten wieder in einem gemeinsamen Rahmen, dem feudalen Territorienstaat, zusammenzufassen. Schon sein Vorgänger hatte die Landesherren in drei Klassen geteilt: die 12 Kokoshu, die mindestens eine Provinz besaßen; die 32 Hoshu (Besitzerherren), deren Land jährlich 100 000 Koku (= 1,8 Le) Reis abwarf, und die 212 Foshu (Schloßherren), deren Besitz einen geringeren Ertrag gab. Zu diesen Klassen fügte Iyehas die Hatamoto und Gokenin, die ersteren, 2000 an der Zahl, mit Grundbesitz oder bloßer Reiskontrolle, die letzteren, 5000 Mitglieder umfassend, die bei der Besetzung der niederen Beamtenstellen im Dienste des Shoguns Verwendung fanden. Unter diesen standen die Samurai, die eigentlichen Krieger. Sie erhielten entweder Land und waren dann angesehenere, oder nur Reis; ihren Wohnsitz hatten sie in der unmittelbaren Nachbarschaft des Schlosses in der Residenz des Gefolgsheeren. Bei den größeren Landesherren, die gleichfalls je eine Anzahl Lehnssträger unter sich hatten, bestanden im großen und ganzen die gleichen Verhältnisse. Iyehas schuf für alle diese eine Vertretung in den neun Ratskammern, die bei allen wichtigen Fragen einberufen wurden; sie stimmten gesondert nach Stimmenmehrheit, die Entscheidung erfolgte nach dem Ausspruch der Mehrzahl der Kammern. Unter den Kokoshu mußte Iyehas sich zunächst mit der Stellung eines primus inter pares, des Ersten unter Gleichen begnügen und nur allmählich konnten sie unter die Macht des mit ihm beginnenden Shoguns der Tokugawa gebeugt werden. Iyehas begann damit, den Mikado noch mehr als bisher zu beschränken und ihn völlig in den Palast zu bannen. So heißt es in seinen „18 Gesetzen“ Nummer 4: „In alten Zeiten pflegten die Kaiser nach verschiedenen Tempeln zu wallfahren, und zwar geschah dies eigentlich deshalb, damit sie auf dem Wege die Leiden des Volkes kennen lernten. Der Kaiser hat aber jetzt die Regierung reformiert und den Bufen anvertraut. Sollten diese die Leiden des Volkes nicht kennen, so trifft den Shogun die Schuld. Darum soll der regierende Kaiser seinen Palast nicht mehr verlassen, ausgenommen, wenn er sich zum Besuche des abgedankten Kaisers in dessen Palast begibt.“ Das wichtigste Mittel jedoch, sich die Vorherrschaft über die Kokoshu zu sichern, fanden die Tokugawa in den aufblühenden Städten und ihren wirtschaftlichen Interessen.

Das Shogunat spielt in der Geschichte Japans etwa die Rolle der Tokugawa, die anderwärts dem absoluten Polizeistaat zugefallen. Es fuhte zunächst auf dem stehenden Heer; die Samurai des Shoguns waren in allen wichtigeren Plätzen garnisoniert und so verteilt, daß sie die Kokoshu bequem im Zaume halten konnten. Es unterhielt ferner — namentlich in der zweiten Hälfte seiner Tätigkeit — eine straffe Beamten- und Geheimpolizei, die ihre Spitze zunächst gleichfalls gegen die großen Landesherren lehrte. Den Städten gegenüber war das Shogunat insofern absolut, als es nicht nur die wichtigsten Handelsströme in seine Gewalt gebracht und mit Waagen versehen hatte, sondern auch die bedeutendsten Städte selbst, so Jeddo, Osaka, Kanagawa, Nagasaki, Sakai, Hatodate, Niigata und andere, im ganzen 18 an der Zahl. Die Lage der Bauern hob sich. Im allgemeinen war es um sie in den Gebieten des Shoguns besser bestellt als in den Ländern der Daimyo; allenthalben aber erhielten sie das Recht, ihr Land unter bestimmten Voraussetzungen verkaufen zu können. Die Nachfolge, die man zuerst als eine solche im „Heiligtum“, im Ahnenkultus, dann als eine solche in der Stellung aufgefaßt hatte, ward allmählich zu einer Nachfolge im Besitz. Den größten Nutzen aus dieser Umbildung des Sachen- und Erbrechts zogen natürlich die Städte. Die Tokugawa hatten gleich zu Beginn der Macht der Zeilfürsten einen schweren Stoß verjagt, indem sie ihren Verkehr mit dem Auslande unterbanden und sich des Handels bemächtigten. Hierin unterstützte sie

aus dem Gegensatz gegen den Buddhismus geborene, den Herrschenden feindliche Auftreten der Bettelmönche: die Spanier und Portugiesen wurden gänzlich des Landes verwiesen, die Holländer und Chinesen auf Nagasaki beschränkt. Einfuhr und Ausfuhr regelte man so, daß sich die Handelsbilanz für Japan möglichst günstig stellte. Die Preise für die fremden Waren wurden so in die Höhe gedrückt, daß die letzteren nur für die Reichen in Betracht kommen konnten; dagegen untersagte oder beengte man die Ausfuhr aller einheimischen Produkte, die das Land brauchte oder zu brauchen schien. Diese Politik war auf die Interessen der japanischen Stadtproduktion berechnet; städtischer Markt und Binnenhandel dehnten sich aus. 1604 bildeten sich in Osaka und Jeddo Kaufmannsgilden (Kumiai), zuerst je 10, die sich in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts auf 20 und mehr an beiden Plätzen vermehrt hatten. Freie Vereinigungen, betrieben sie kaufmännische Geschäfte und Reedereien; in eben dieser Zeit blühten die Seiden- und Baumwollkultur, die Porzellan- und andere Industrien empor. So kam eine kräftige Handelsbourgeoisie auf. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts gab sich der Aufschwung von Handel und Industrie in fortwährenden schweren Geldkrisen kund, da das auf dem Naturalsystem aufgebaute Regiment der Tokugawa den städtischen Bedürfnissen nicht mehr zu genügen vermochte. Noch schärfer trat das hervor, als Japan Ende der 50er Jahre in den Welthandel gewaltsam gerissen ward. Hierin liegt der Sturz des Shogunats, und die Restauration des Mikados 1868 begründet, ein Zeitpunkt, mit dem die Periode der Meiji, der Aufklärung und der kapitalistisch-konstitutionellen Entwicklung beginnt, deren Expansionsbedürfnis auf dem ostasiatischen Markt zum russisch-japanischen Krieg geführt hat. —

Heinrich Laufenberg.

## Kleines feuilleton.

— Mäwen als Konkurrenten der Saatfrähen. Der „Röln. Ztg.“ wird aus Liegnitz in Schlesien berichtet: Nicht weit von dieser Stadt liegt bei dem Dorfe Kunitz ein nicht sehr umfangreicher See mit einer kleinen, schilfbewachsenen Insel, die ein findiger Kopf zu einer Brutstätte von vielen Tausend Mäwen gemacht hat, nicht ihrer selbst wegen, sondern wegen ihrer Eier, die als Lederbissen den Stiebig-eiern gleich geschätzt und hier so reichlich geerntet werden, daß der Unternehmer bei 13 000 M. Jahrespaht noch ein glänzendes Geschäft macht. Merkwürdigerweise hat das Sammeln der Eier die Tiere von ihrem Eiland, das allerdings außer dem Pächter niemand bestreiten darf, so daß sie nach dem Eintritt der Schonzeit am 25. Mai gänzlich ungestört sind, keineswegs verschucht. Sie haben sich mit der Hergabe ihrer ersten Eier vollkommen abgefunden und holen Jahr für Jahr die Einbuße so gründlich nach, daß die Vermehrung ganz gewaltig ist. Natürlich hat diese Vermehrung eine andere Folge: der kleine See ist nicht mehr imstande, die Tiere allein zu ernähren. Andere Mäwen würden daraus vielleicht die Notwendigkeit ableiten, auszuwandern und sich einen anderen, weniger überbevölkerten Stammsitz zu wählen. Die Mäwen von Kunitz denken anders. Sie handeln nach der Weisung der Bibel: „Weibe im Lande und nähere dich redlich. Und da das Wasser zur Ernährung nicht mehr ausreicht, suchen sie ihr Brot eben außerhalb des Wassers. Wer auf dem Liegnitzer Bahnhof bei Tage ankommt, hat daher den seltsamsten Anblick. Dichte Schwärme der eleganten weißen Segler umflattern den Zug, andere sitzen, schneeweißen Tauben gleich, auf den Dächern der Schuppen, der Güterwagen, lugen mit ihren scharfen Augen nach Abfällen und schielen mit größter Zutraulichkeit auf jeden Bissen, den ihnen die Reisenden zuwerfen. Das ist aber nur ein Teil ihres Broterwerbs, gewissermaßen der sportliche Teil. Der wichtigere und auch reellere beginnt, wenn der Landmann wieder zum Pfluge greift. Regenwürmer, Engerlinge und anderes Gewürm, das sich im Schoße der Mutter Erde birgt und das die scharfe Pflugspitze aufwühlt, sind gar fetter Happen, die auch den Mäwen trefflich munden. Und so laufen sie denn geschäftig zur Freude des Landwirts, der sich keinen besseren Bundesgenossen wünschen kann, in den frischen Ackerfurchen einher und piden und sammeln für sich und die hungrigen Kleinen, als wenn das Land und nicht das Wasser ihr Lebenselement wäre. —

en. Sonnenfinsternis und Erdmagnetismus. Eine vollständige Verfinsternung der Sonne, wie sie in diesem Jahre am 30. August für Südeuropa und Nordafrika sichtbar stattfinden wird, hat jetzt für die Wissenschaft weit mehr zu bedeuten als in früheren Zeiten. Heute rüsten sich nicht nur die Astronomen zu ihrer Beobachtung, sondern auch Meteorologen, Physiker, Biologen und sogar Luftschiffer, indem die Wirkung der rasch vorübergehenden Verdunkelung des Tagesgestirns auch auf das Luftmeer, seine Temperatur und Strömungen, auf Menschen, Tiere und Pflanzen usw. studiert wird. Als eine Besonderheit ist seit den letzten Jahren auch eine Ertundung des Einflusses von Sonnenfinsternissen auf den magnetischen Zustand der Erde hinzugekommen. Nach den ersten Untersuchungen von Bauer in den Jahren 1900 und 1901 erfährt der Erdmagnetismus während einer vollständigen Sonnenfinsternis ähnliche Veränderungen wie beim regelmäßigen Wechsel von Tag und Nacht, nur in geringerem Grade. Der holländische Erdmagnetiker van Bemmelen hat diese Angabe nachgeprüft, insbesondere darauf, ob sich diese Veränderungen auf der Nord- und Südhalbkugel des

Erde (in magnetischem Sinne verstanden) in entgegengesetzter Art vollziehen. Gelegenheit erhielt der Forscher dazu durch eine ringförmige Sonnenfinsternis, die er im vorigen Jahre in Nordsumatra erlebte. Außerdem hat er die früheren Beobachtungen von Sumatra, Batavia, Manila und Schanghai (Jesuitenobservatorium in Pifawai) gesammelt und nun in der „Naturkundlichen Zeitschrift für Niederländisch-Indien“ seine Ergebnisse zusammengefaßt. Im ganzen konnte er Angaben über neun Finsternisse bewerten. Es hat sich herausgestellt, daß die von Bauer behauptete Gesetzmäßigkeit im Schwanken des Erdmagnetismus während einer Sonnenfinsternis tatsächlich besteht. Südlich vom magnetischen Äquator zeigt die Magnetnadel während eines solchen Naturereignisses nach Westen aus, nördlich vom Äquator umgekehrt nach Osten. Auch die sogenannte Horizontalintensität der erdmagnetischen Kraft unterliegt Veränderungen im Verlauf der Verfinsternung, die von der geographischen Lage des Beobachtungsortes abhängig sind. Dadurch ist also jedenfalls erwiesen, daß Wechsel in der Stärke der Sonnenstrahlung den Erdmagnetismus beeinflussen. —

**Kunst.**

e. s. Die englischen Radierungen, Steinbrüche und Holzschnitte, die im hinteren Saale des Kupferstichkabinetts ausgestellt sind, geben eine gute Uebersicht über die Leistungen der englischen Kunst auf diesen Gebieten. Im Gegensatz zur deutschen Radierkunst fällt das durchwegs hohe Niveau des technischen Könnens auf. Niemals wird man eine deutsche Ausstellung zusammenbringen, die so ausgefallen, so reif und doch so mannigfaltig im Einzelnen ist. Im Inhaltlichen legen sich die Engländer Beschränkung auf. Es sind fast immer Landschaften, Porträts, die wiederkehren, Interieurs, selten symbolische Wortwürfe. Aber in der Technik ist fast jeder Meister. Unterschiede dem Grade nach sind schwer festzustellen. Jedes Blatt der reichhaltigen Ausstellung ist ein vollendetes Werk, das in sich abgeschlossen ist. Eine abgeklärte Ruhe der technischen Sicherheit, die auf die Dauer langweilig wirken würde, merkte man nicht die tüchtige, ernste Arbeit, die dahinter steckt, die Ueberlegung, das Zusammennehmen.

Überall ist es irgend eine besondere geschmackvolle Anordnung, die sie reizt, ein eigenartiger Ausdruck des Bildes, ein feiner Hintergrund. Volle Töne bis zum dunkelsten Schwarz wechseln mit leichten, zarten Linien. Im Einfarbigem erreichen sie wechselvolles, farbiges Leben. Wie lebendig sind diese Nuancen des Schwarz, die von Grau bis zum satten, tiefen Dunkel gehen. Bald rau, bald weich, bald flüchtig, bald herb wechseln die Töne. Und immer legen sich die Künstler, so gewandt und sicher sie sind, Maß und Jügel auf. Sie erreichen das, was sie erstreben. Mit sicherem Instinkt vermeiden sie das Bombastische. Wo sie phantastische Entwürfe geben, trennen sie die Ausführung ganz vom Leben und schweifen dabei mit großem Geschick in ein phantastisch ornamentales Gebiet über. Sie sind als Künstler jeden Augenblick frei und Herren der Technik. Dennoch nutzen sie diese Sicherheit nicht zu leichtfertigen Spiel aus. Selbst ein so extremer Künstler wie Beardsley, der gegenständlich so sehr herausfällt aus dem Gesamtbild, hält immer auf die ruhige, sichere Erscheinung der Technik. So können wir wohl diese Eigenschaft als kulturell bedingt annehmen. Sie ist dem Volle eigentümlich.

J. Pennell gibt malerische Architekturen. Er bringt es fertig, einige Kolosse von amerikanischen Zwölfstockhäusern in einer kleinen Radierung so leicht und malerisch erscheinen zu lassen, daß diesen ungefügen Kästen jede Schwere genommen scheint. Die kleinen Fenster reihen sich aneinander. Die Linien streben schräg in die Höhe. So ist die ganze breite Fläche aufgelöst in ein Spiel reizvoller Linien. Bone zeichnet seine Straßenschilder — augenblickliche Beobachtungen — mit außerordentlich feinem Stift hin. Die winzigen Gassen, in denen die Menschen klein wie Puppen erscheinen, eignen sich gut dazu. Auch hier ist kein genaues Abkonterschneiden erstrebt, der Maler gibt eine Stimmung, eine Impression. Shannon ist wechselvoller. Bald sieht ein Blatt verschommen aus, hinter leichten, grauen Schleieren verschwindet das Dargestellte in silbrigen Tönen, und weich und sanft sind die Konturen. Dann wieder strebt er energischer, derben Linienfluß an und erscheint voller im Ton. Er ist malerischer wie die beiden Erstgenannten. Camerons Porträts wirken wie gute, alte Werke. Apart ist auf jedes Weibchen verzichtet. Nur getreu das Modell abzeichnen mit möglichst wenig Mitteln. Durch diese Sparsamkeit erreicht er eine subtile Feinheit, der aber alles Raffinement fehlt. Haden liebt das Dorf, die Landschaft, die Hügel. Mit flüchtiger Technik malt er uns diese Motive, das freie Feld; hinten erscheint die Stadt am Horizont. Für Herkomer ist ein äußerst weiches leuchtendes Schwarz charakteristisch, durch das seine Radierungen sich sofort herausheben. Die kleinen, feinen Gestalten, die Keene liebt, zeichnen sich durch die Bescheidenheit der Motive aus. Eine Sitzende, eine Lebende. Dabei möglichste Beschränkung im Raum. Ein kleines Blättchen genügt. Fast immer dieses selbe Format. William Strang beherrscht mit voller Kraft seine Technik. Seine Blätter erweitern sich zu großen, figurlichen Darstellungen. Volle Töne geben tiefen Schatten, aus dem sich die helleren Partien plastisch herausheben. Ein kräftiger, dunkler Ton ist ihm eigen. Am eindringlichsten wirkt das Arbeiterpaar am Begrab sitzend, mit dunklen Massen gegen den Horizont gestellt, in herber Silhouette. Dagegen wirkt Legros beinahe akademisch. Seine Köpfe sind regelmäßig,

gleichwertig im Ton. Aber auch hier ist die Reife des Könnens, das gleichmäßig-ruhige Verteilen der Werte imponierend. Von Rothenstein sind die Lithographien interessant, die wie seine Zeichnungen erscheinen. Mit wenig Strichen ein Kopf hingelegt in farbiger Kontur, leicht und locker. Die Holzschnitte von Ricketts sind mehr zeichnerisch wertvoll; die von Moore sind flüchtig, weich, malerisch.

Unter Glas liegen noch einige Erzeugnisse der Schwarz-Weißkunst im Buchdruck. Da ist vor allem der kostbare Druck von Gauder auf der Kelmscott Press von Morris selbst gedruckt, Typen, Handzeichnung, alles nach eigener Erfindung. Einige Bücher von Beardsley zeigen die ornamentale Begabung dieses Künstlers, der in neuen, aparten Entwürfen unerschöpflich war. Von Strang interessiert ein Band Illustrationen zu Kipling und eine Serie Holzschnitte, von denen das aufgeschlagene Blatt, großzügig und breit ausgeführt, den Tod auf dem Richterstuhl zeigt. —

**Medizinisches.**

hr. Die Betäubung mit Lachgas. Neuerdings wird wieder vielfach die Lachgasnarkose angewandt. Sie hat den Vorteil, daß sie sehr rasch, oft innerhalb weniger Sekunden, Betäubung erzeugt und üble Nachwirkungen, wie Erbrechen, Uebelkeit vermieden läßt. Am zweckmäßigsten wird Lachgas zur Ausführung kleiner Narkosen angewendet, vor allem zum Zahnziehen, Entfernung von Fremdkörpern, Eröffnung von Geschwüren usw. Ganz ungeeignet ist übrigens auch das Lachgas nicht; verschiedene Todesfälle in der Narkose sind mit demselben erlebt worden, allerdings in relativ ganz verschwindender Anzahl. In den Vereinigten Staaten werden jährlich 75 000 Narkosen ausgeführt, bei welchen sich durchschnittlich drei Todesfälle ereignen, in England sind in den letzten 10 Jahren durchschnittlich 4 Millionen Lachgasnarkosen ausgeführt worden; dabei wurden fünf Todesfälle bemerkt. Die Todesfälle lassen sich vermindern durch die bessere Art der Narkose und durch die Vermischung des Gases mit Luft. Ueber die Wirkungsweise des Lachgases hat neuerdings Dr. W. Müller Untersuchungen angestellt; er fand bei denselben nur eine geringe Schädigung des Herzens: die Fettumwandlung des Herzmuskelfastes war nach mehreren Narkosen von 25—31 Minuten Dauer nur gering, viel geringer als beim Chloroform. Auf kranke Herzen wirkt das Lachgas jedoch, wie alle Betäubungsmittel, schädlich. —

**Humoristisches.**

— Ein gefälliges Oberhaupt. Fremder: „Heute ist wohl großes Festessen im Kasino?“  
Amisdienner (schweigend): „Natürlich; von fünf Uhr an geht schon dem Herrn Amtmann seine Bartbinde im Dorf herum!“  
— Der freigebige Onkel. „Bringt der Onkel denn auch immer etwas mit, wenn er Euch besuchen kommt, Oskar?“  
Der kleine Oskar: „O ja, eine Dute Fliegen für unsern Laubfrosch!“  
— Ein Seßhafter. Wirt: „Nach 'm Ruhkas hast Du verlangt, Suber... sie san aba no' net recht durch.“  
„No, i geh' do' aano net fort!“  
(„Wegendorfer-Blätter.“)

**Notizen.**

— Das Kleine Theater eröffnet die neue Spielzeit am 15. September mit Goethes einaktigem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“ und Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. Den Dorfrichter Adam wird Willy Thaller spielen.  
— Das Theater des Westens bleibt bis zum 1. September geschlossen.  
— Die einst gefeierte Opernsängerin Marie Schröder-Hausfängel ist wegen Geisteskrankheit entmündigt und in eine Nervenheilanstalt bei München gebracht worden.  
— Die fast 80jährige pensionierte Schauspielerin des ungarischen Nationaltheaters, Cornelia Prielle, wollte einen jungen Reporter heiraten. Ihre Angehörigen brachten Sie in eine Heilanstalt für Nervenranke.  
— Die bestbezahlte Sängerin ist gegenwärtig Madame Melba. In London bekam sie unlängst für den Vortrag von vier Liedern ein Honorar von 20 000 Mk.  
— F. v. Bayer eröffnete am Anfang September in den Parterreräumen des Hauses Potsdamerstr. 19 einen neuen Kunstsalon, in dem Malerei, Plastik und Kunstgewerbe vertreten sein werden.  
— Eine Anzahl von Leitern Dresdener Museen hat sich in der Absicht zusammengetan, in nächster Zeit einen Kursus zur Ausbildung von Museumsbeamten zu veranstalten, bei dem den einzelnen Teilnehmern Gelegenheit gegeben werden soll, die Erfahrung über zweckmäßige Aufstellung und Konservierung von Kunstwerken zu bereichern und ihre Ansichten mit den Kollegen auszutauschen.  
— Das weltberühmte „Portrait“ der Beatrice Cenci, das man bisher dem Guido Reni zuschrieb, ist, nach den Forschungen von R. Artoli, das Werk eines Unbekannten aus dem siebzehnten Jahrhundert und stellt ein junges Mädchen aus Ugier dar. —